

Blanca Carolin Hahn (Klasse 7)

Taraxacum officinale oder Die große Reise eines kleinen Fallschirmsamens

Der Anfang.

Was, wenn er nicht existiert? Was, wenn es keinen Anfang gäbe? Was, wenn alles plötzlich da ist? Man muss nicht mehr wachsen, man muss nichts mehr lernen, alles ist schon da. Einfach so. Was wäre dann? Was wäre wenn? Ich glaube, es würde kaum jemanden stören. Dem Fallschirmsamen neben mir ist das egal. Ich habe sie gefragt. Ich habe lange darüber nachgedacht, und schließlich habe ich beschlossen, meine Geschichte ohne Anfang zu erzählen. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben, dass ich mich nicht, wie alle meine anderen Brüder und Schwestern, in die Erde legte und eine Butterblume wurde, nachdem ein kleines Mädchen uns von unserer Pustelblume löste. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben, dass ich mehr von der Welt sehen wollte. Nicht darüber zu schreiben, dass ich mich vom Wind in die Welt wehen lassen habe. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben. Denn das wäre ja der Anfang ...

Der scharfe Geruch nach Chili und Rauch lag in der Luft. Ich hörte Männer lachen und Frauen, welche sich laut unterhielten und einige Stellen des Liedes mitsangen. Gitarrenmusik wehte zu mir herüber, vermischt mit dem Klappern der schwarzen Lackschuhe, mit denen die Tänzerin auf der Holzbühne tanzte. Ein Sänger saß trommelnd auf dem Cajon und sang eine melancholische Melodie. Der lockige Mann am Grill rief: „Die Chorizo ist fertig!“ Drei dunkelhaarige Mädchen liefen sofort zu ihm. „Ich bin der Erste!“ „Nein, zuerst bekomme ich!“ „Ihr hattet schon so viel, jetzt bin ich dran!“, kreischten sie. Ich konzentrierte mich auf eine kleine Menschengruppe und belauschte ihr Gespräch. „Ein paar Kilometer weiter soll heute ein guter Torero auftreten. Zu gerne wäre ich dorthin gegangen. Aber Carlos' Geburtstag ist natürlich wichtiger“, sagte ein hochgewachsener Mann.

Das würde ich gerne sehen. Was wohl ein Torero ist, dachte ich. Ein leichter Windstoß erfasste mich und trug mich über das schwach erleuchtete Dorf hinweg. Ich landete in einer riesigen Manege. Ein Mann mit einem bunt bestickten Anzug stand ein paar Meter weiter und hielt ein rotes Tuch hoch. Ein großer Stier brauste an mir vorbei, direkt auf den Mann zu. Der wich im letzten Moment aus und das Publikum schrie vor Begeisterung. Aus den Erzählungen von Miss Tempo, der Schnecke, die gelegentlich an meiner Mama vorbeikroch, weiß ich, dass viele Tiere herausfordernd auf die Farbe Rot reagieren. Reizen die Menschen den armen Stier etwa absichtlich? Und dem Publikum gefällt es auch noch? Der Stier rannte erneut auf den Torero los. Das arme Tier. Ich konnte aus einem Gespräch zweier Zuschauer folgern, dass der Stier es nicht überleben wird. In dem Moment erfasste mich mein bester Freund, der Wind, und trug mich fort. Ich sah gerade noch, wie der Torero dem Stier zwei Messer in den Rücken stieß. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Menschen dort unten ein Herz hatten.

Der Wind trug mich Richtung Westen. Unter mir waren nur das Meer und die Wellen. Die Salzlufte ließ meinen Ärger auf die Menschen etwas abschwächen und ich genoss die Ruhe. Nach einer Nacht und einem Tag sah ich endlich wieder Land unter mir.

Der Wind ließ nach, und der Boden kam immer näher. Ich landete in einem dunkelroten Kajak, welches über einen ruhig dahin strömenden Fluss glitt. Ein Mann mit langen Rastalocken paddelte und genoss die Landschaft. Links und rechts erhob sich der Wald. Birken und Buchen und Ahorn. An einigen Stellen beugten sich Trauerweiden über den Fluss und Seerosen belagerten die Ufer. Es herrschte eine Stille, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte. Man hörte nur den Gesang der vielen verschiedenen Vögel und das leise Plätschern des Wassers. Manchmal sah man einen Biber, der dabei war, einen Damm zu bauen,

oder einen Bären, der sich einen Fisch fing. Es war wunderschön. Wir fuhren weiter, und nach einer Weile kam ein neues Geräusch hinzu, welches man keineswegs als schön bezeichnen konnte. Anfangs war es noch sehr leise, und es fiel einem nicht sehr schwer, es zu überhören. Doch je weiter der Kajak fuhr, desto lauter und unangenehmer wurde es. Schon bald hörten wir weder Vögel noch das Wasser. Als die Lautstärke ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah ich ein Dutzend Männer mit Warnwesten und orangefarbenen Helmen. Auf ihren Ohren saßen große Ohrenschützer. Sie hatten riesige Motorsägen, mit denen sie den Wald abholzten, mit denen sie den Lebensraum der Vögel, Biber, Bären und tausend anderer Arten zerstören. Der Kajakfahrer schüttelte den Kopf. Warum musste das sein? Warum müssen sie alles zerstören? Da kam der Wind und holte mich wieder ab.

Ich flog diesmal sehr lange. Etwas länger als letztes Mal. Großstädte, Dörfer, aber auch einfach riesige unbewachsene Flächen zogen vorbei. In der Nacht waren die Lichter unter mir kaum zu unterscheiden von den Sternen über mir. Als ich nach langer Zeit endlich wieder landete, war alles ganz anders als im Kajak ...

Es war heiß und schwül. Die Sonne brannte und man konnte die Hitze schon sehen. Ich landete auf einer steinernen Schulter. Als ich genauer hinsah, stellte ich fest, dass ich auf der Christus-Statue gelandet war, die selbst auf einem hohen Berg stand. Ich war also in Rio de Janeiro. Vielleicht konnte ich mich ein wenig unterhalten. „Hallo“, begann ich. „Hmpf“, kam die Antwort aus dem steinernen Mund. Ich fand das nicht sehr freundlich, aber ich versuchte, förmlich zu bleiben, wie Miss Tempo sagen würde. „Wie geht es dir so? Ich meine, du stehst ja schon ziemlich lange hier, oder?“ „Dazu habe ich nichts zu sagen“, antwortete mir die Statue kurz angebunden. „Hey, schau mal. Da unten. Was machen die da?“, fragte ich. Unten war ein bunter Umzug zu sehen, der sich durch die Straßen schlängelte. Die Musik war lebenslustig und lud zum Tanzen ein. „Die feiern Karneval“, antwortete der steinerne Jesus mit wenig Interesse. Irgendwie musste man sich doch mit ihm unterhalten können. „Ich wäre jetzt gerne da unten, um mir das anzusehen“, sagte ich. „Bist du aber nicht“, bekam ich als Antwort. Ich sah mir die Stadt genauer an. Da fiel mir etwas auf. Im Westen erstreckten sich riesige Favelas. Im Osten hingegen wurde an einem gigantischen Stadion gebaut. Als hätten sie genug Geld. Auf der einen Seite schreckliche Armut und auf der anderen so viel Reichtum. „Wie kann so etwas gehen? Warum um Himmelswillen machen sie das? Was sagst du dazu?“ „Ist mir egal“, sagte die Statue. „Warum ist dir das egal? Ich dachte, du bist Jesus? Der heilige Messias? Der Weltretter?“ Langsam wurde ich zornig. „Ich bin nicht Jesus. Ich bin eine Statue. Normalerweise sprechen Statuen auch nicht, also hör auf, mir auf den Stein zu gehen!“, sagte der steinerne Christ, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. „Im Übrigen bist du auch bloß ein Butterblumensamen. Du solltest gar nicht sprechen.“ Das war wohl ihr letztes Wort. Zum Glück kam der Wind auch schon sehr bald und wehte mich weiter Richtung Westen. Ich hatte nicht gedacht, dass die Christus-Statue so unfreundlich ist.

Es dauerte wieder sehr lange, bis ich erneut landete. Unter mir war nur das Meer. Manchmal sah ich ein paar Inseln oder Schiffe, aber sie alle zogen schnell wieder vorbei. Mein Freund steuerte auf eine sehr große Insel zu. Sie war zu großen Teilen mit roten Sandflächen oder trockenen Wäldern bedeckt.

Diesmal verdingte ich mich in den Haaren eines kleinen Jungen. Er war gerade dabei, die Terrasse vor dem Haus seiner Familie zu schmücken. Er hing Lichterketten auf und schob ein paar Tische und Stühle zurecht. Als er fertig war, lief er hinunter zum Strand. Auf dem Weg sah ich ein paar Kängurus und Koalabären. Einmal kreuzte ein Schwarm Wellensittiche den Sandweg. Der kleine Junge bog in ein Wäldchen ab. Nach einer Weile lichteteten sich die Bäume wieder und wir waren an einem wunderschönen Strand. Der Junge lief weiter vor und ließ das Salzwasser seine kleinen Füße umspülen. Schon bald trafen mehr Leute am Strand ein: Kinder und Erwachsene, Jugendliche und Senioren. Ein kleines Baby war auch dabei. Ich vermutete, dass es die Großfamilie des Jungen war. „Oliver, da bist du ja!“, rief ein Mädchen, die ich ungefähr auf das gleiche Alter schätzte wie den Jungen, in dessen Haaren ich mich verfangen hatte. „Hallo Ava!“, rief der Junge, der anscheinend Oliver hieß. Plötzlich rief Ava: „Da! Da

kommt er!" Sie deutete auf das Wasser. Oliver drehte sich in Richtung Meer. Ein Mann kam auf einem Surfbrett an den Strand. Er trug einen weißen Mantel mit bunten Stickereien. Unter dem Arm hielt er eine weiße Plastikbox. Als er am Strand ankam, stellte er die Box ab und holte für jeden ein schön verpacktes Geschenk heraus. Als Oliver das blaue Papier abwickelte, kam eine Kiste mit Murnelspielen zum Vorschein. Seine Freude war riesengroß. Er lief zu Ava, die gerade ihre neue Puppe bestaunte, und zeigte ihr sein großartiges Geschenk. „Danke, Santa Claus. Merry Christmas, Ava!" Schon bald kam der Abendwind, der mich in die Lüfte hob. Er ließ mich noch einmal Australien von oben sehen. Ich sah das Great Barrier Riff, und ich erinnerte mich an die vielen Farben, von denen Miss Tempo mal erzählt hatte. Aber die Farben waren verblasst. Ob das auch an den Menschen lag?

Ich ließ mich weiter Richtung Norden tragen und landete nach einem Tag und einer Nacht im Sand. Ich war wohl erneut an einem Strand gelandet. Ich sah mich etwas um. Viele Menschen waren am Strand unterwegs. Da waren Kinder, die badeten, und Erwachsene, die auf Liegestühlen die Sonne genossen. Ein paar Fischer werteten ihren Fang aus, und Männer mit roten Mützen verkauften Eis an die Urlauber. Es war unglaublich laut und voll. Ich war froh, dass keiner auf mich trat. Es wurde Abend, und als es dämmerte, waren weit und breit keine Touristen mehr zu sehen. Doch dann kamen immer mehr Menschen. Aber es waren keine Feriengäste mehr. Sie alle waren Einheimische. Jeder von ihnen hatte eine Papierlaterne dabei. Und als die Dunkelheit vollends hereingebrochen war, zündeten hunderte Menschen jeder eine Laterne an. Und in der Stille ließen sie diese alle zum Himmel steigen. Mein Freund, der Nachtwind, kam und ich hatte das Gefühl, dass ich mit den unzähligen Lichtern zu den Sternen fliegen würde, um diese dann zu umarmen.

Es gibt tatsächlich wenig Dinge, die ein Ende haben. Es muss immer irgendwie weitergehen. Es kann nicht plötzlich alles weg sein und nie wiederkommen. Selbst aus einem schwarzen Loch im All kommt man irgendwann, nach Milliarden Jahren wieder heraus. Meine Geschichte ist auch nicht zu Ende. Ich werde weiterreisen, bis ich endlich genug gesehen habe. Und selbst dann werde ich irgendwann eine Butterblume sein und Kinder haben, die ich auf Weltreise schicken kann. Meine Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Aber ich werde sie trotzdem so lassen. Ich werde nicht noch mehr erzählen. Ich habe eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende geschrieben. Und ich glaube, es wird nicht viele geben, die das stört. Die Fallschirmsamen, die neben mir waren, sicher nicht.

